

Die Grüngesegelten.

Eine Weihnachtsgeschichte von Alwin Römer (Berlin).

1. Wenn es nach Lothar Bergfischer gegangen wäre in unserer christlichen Welt, hätte es ein richtiges deutsches Weihnachtsfest nicht zu geben brauchen. Die kleinen Aufmerksamkeiten der Beschenke, die er anderen zu spenden hatte. Als Empfänger würde er schon seinen Mann gestanden haben; aber außer einem alten, immer geiziger werdenden Onkel seiner kleinen hübschen Frau war in diesem irdischen Jammerthal keine Menschenseele, die ihn zum Feste mit etwas bedenten konnte, was er nicht selbst bezahlen mußte. Die kleinen Aufmerksamkeiten seiner Frau sparte sie sich ja vom Wirtschaftsgelde ab. Und das gab er ihr doch. Blieb höchstens die Summe der für die Stickerie oder Häutele aufgewendeten Zeit. Und da er Beamter war und sein festes Gehalt bezog, gleichviel ob er gemütlich oder im Galopp arbeitete, so hatte er für den Werth der Zeit nicht die richtige Tare.

Seine pekuniären Verhältnisse hätten ihm übrigens erlaubt, diesem oder jenem eine kleine Freude zum Feste zu bereiten; denn seine Einkünfte aus seiner Stellung sowohl als dem zugebrachten Vermögen seiner Gattin waren groß genug, um ihm einen bescheidenen Luxus zu gewähren und daneben noch für die beiden Jungen Erparnisse zu machen. Aber er war früh verwaist gewesen und hatte dann bei kinderlosen Leuten Unterkunft gefunden, die bei aller Rechtschaffenheit doch für die Voeds des schönsten aller Feste keinen rechten Beariff gehabt hatten. Und ihre Nächternheit hatte sich unbedeutend auf ihn übertragen. Mit heimlichen Seufzern nur drabfolgte er seiner Hausfrau in den Wochen vor Weihnachten die kleinen Stimmchen, die sie als unbedingt nötig zur Herrichtung der Festtafel mit Christiane und Badewert, Nüssen und kleinen Geschenken bezeichnet hatte, und ohne die köstliche Vorfreude, die man beim Einkauf empfindet, besorgte er für Frau und Kinder, die von ihm zu bescheidenden Bräute.

Dabei war er sonst nicht etwa ein unliebenswürdiger Mensch. Er liebte Frau und Kinder auf seine Weise wirklich, hatte sich ipretwegen ziemlich hoch in eine Lebensversicherung eingelassen, bezahlte für die Jungen daneben noch Ertragsprämien, damit sie einmal das Geld flüssig hätten, wenn sie einjährig dienen mußten, und steuerte außerdem noch in eine Wittwenkasse vierteljährliche Beiträge. Aber er dachte bei dem allen eben nur an die Zukunft. Eine rechte Gegenwartsfreude kannte er nicht, und wo er sie bei anderen beobachtete, war sie ihm ziemlich gleichbedeutend mit sträflichem Leichtsin.

Gleichwohl ärgerte er sich ständig über die vermeintliche Filzigkeit des alten Onkels, der es seiner Meinung nach doch „dazu hatte“, weil er nämlich Junggeselle war. Onkel Gabriel beachtete dabei gewissenhaft die Geburtsstage der Kinder und blieb auch Weihnachten nicht aus. Aber er schenkte billiges Spielzeug, „Trödelkram“, wie Lothar Bergfischer verächtlich sagte, anstatt ihnen ein paar Goldstücke für ihre Sparbüchsen in die Hände zu schießen. Und seine Nichte bekam Schokolade und gute Bücher, auch Dinge, für die der Hausvater nie Geld übrig hatte. Onkel Gabriel war nämlich ein alter Schalk, der oft gerade das that, was andere kluge Leute für unvernünftig hielten; und nur in den engen Straßen mit den alten schiefen Häusern, wo die armen Leute wohnten, hatte man eine andere, bessere Meinung von ihm.

Ein paar Tage vor dem Feste hatte seine Nichte ihn auf der Straße getroffen, just wie sie Honigtuchen für die Jungen kaufen wollte. Da hatte er sich ihr angeschlossen und gefragt: „Na, Martha, was soll ich denn den Jungen diesmal kaufen?“

„Was Du denkst, Onkel.“

„Und Dir, he? Möchtest Du wohl Herrn Gottfried Keller's sämtliche Werke besitzen? Sie sind nämlich gerade billig zu haben!“

„Ach, Onkel Gabriel, ich komme jetzt so wenig zum Lesen... Ja, wirklich!... Möchtest Du für das Geld nicht lieber diesmal etwas...“

„Na, was denn, kleines Frauchen? Nur heraus mit der Sprache.“

„Für Lothar kaufen?“ stammelte sie erröthend.

„Er sah sie lange forschend an.“

„hm, glaubst Du, daß ihm außer Geld etwas Freude macht?“ brummte er dann.

Freudestrahlend hatte sie dabei ihrem Gatten erzählt, daß Onkel Gabriel die Absicht geäußert habe, sich an diesem Feste seiner zu erinnern, was Papa Bergfischer mit einem Gesicht, das halb Befriedigung, halb Mißtrauen ausdrückte, entgegengenommen hatte.

2. Und nun war der von allen Kinderherzen so heiß ersehnte Abend endlich auf die alte Erde herniedergefunken. Ein Duft von Tannenzweigen, Festtuchen und Äpfeln wogte aus jeder sich öffnenden Haustür; süße Weihnachtslieder aus Urwäldertagen schallten von frommen Kinderlippen, und hier und dort blühten schon die ersten Christbaumlichter in die abendliche Dämmerung hinaus.

Auch bei Bergfischer klopfte Anecht Ruprecht ziemlich früh an. Frau Martha verstand es, trotz der schmalen Kasse, die ihr dafür zur Verfügung stand, den Buben eine löstliche Bescherung und eine rechte Christfreude zu bereiten. Auch Lina, die Hausmaad, erhielt ihr reichliches Theil, und für Waschfrau und Pfidfra, die ihr noch aus dem Elternhause her vertraut waren, wurden trotz der leisen Opposition, die ihr Gatte jährlich dagegen erhob, zwei Körbe mit Lebensmitteln und kleinen Geschenken gepackt. Der Jubel seiner Buben griff natürlich auch ihm an's Herz, und die feinen Taschentücher, die seine Frau ihm mit gefälligen Monogrammen heimlich beistattete, waren ihm als etwas Praktisches durchaus willkommen. Aber wie nun einer nach dem anderen der Beschenken kam, sich auch bei ihm zu bedanken, empfand er nicht die stille Freude, die seiner Gattin aus den großen braunen Augen strahlte. Nur das spürte er leise, daß der Dank, den sie erntete, weniger gezwungen und häufig über die Lippen kam als der ihm gestammelte.

Mitten in die frohe Aufregung der schönen Stunde tönte plötzlich die Klänge. Ein Dienstmann stand auf der Schwelle mit einem ziemlich großen Paket beladen.

„Das ist von Onkel Gabriel!“ lärmten die Buben und umtanzen die unenthüllten Herrlichkeiten in erwartungsvoller Wonne. Aber der Vater that ihnen den Gefallen, die Schnüre zu lösen, erst, nachdem Lina zur Zubereitung des Abendbrotes in die Küche geschickt worden war. Dann löste er mühsam, aber hartnäckig die Knoten und packte aus.

Da kam eine kleine Eisenbahn mit Vorschein für Georg, den älteren seiner Jungen, ein netter Pferdehals mit zwei Braunen und zwei Schimmeln für Hänschen, das Nesthäkchen; Schächtelchen mit gutem Konfekt; Nürnberger Lebkuchen, Mitten mit Nüssen, endlich ein Paket Bücher: „Gottfried Keller's sämtliche Werke“.

„Alles Thorheit!“ murmelte Lothar Bergfischer und öffnete die Holzstift, die ganz unten gelegen hatte.

„Das ist für Dich, Lothar!“ sagte Frau Martha froh; sie hatte bei dem Anblick der Bücher schon geglaubt, daß Onkel Gabriel sein Versprechen vergesen habe.

„Wein!“ rief Bergfischer achselzuckend und hob fünf grüngesegelte langhalsige Flaschen aus dem Stroh. „Brauneberger noch dazu! Das ist die sauerste Sorte, die er hat.“ Fünfzehnzig Pfennig die Flasche! Hat er mir selber erzählt. Ist das nun nicht unglaublich?“

„Aber Du hast ihn doch so gelobt, wie wir das letzte Mal zu Tisch waren beim Onkel!“ wogte Frau Martha einzuwenden. „Ausgezeichnet fandest Du ihn, wie er Dich fragte!“

„Ach Gott, sollte ich ihm etwa in's Gesicht sagen, daß der pure Eßig ein wahrer Göttertrank dagegen sei, was?“ ereiferte er sich. „Abergern will er mich damit, das ist so klar wie was! Aber ich werde mich hüten, auch nur einen Tropfen von dem Zeug zu trinken. Nimm die Flaschen fort, ich rühr' sie nicht an!“

Und grollend zog er sich in sein Zimmer zurück, bis das Abendbrot fertig sein würde. Jaghaft kam seine Gattin nach einer Weile und strich ihm lieblosend über das Haar. Sie hatte noch ein Anliegen und wagte sich doch nicht mit der Sprache heraus.

„Die alte Dorte hat hergeschickt, Lothar, ob wir ihr nicht ein paar Thaler vorstrecken können. Ihr Junge ist krank, und die Medizin kostet so viel. Wein soll er auch trinken...“ berichtete sie stöndend.

„Wie sollen wir dazu kommen?“ entgegnete er hart.

„Sie wäscht nun doch schon zwanzig Jahre in der Familie!“

„Und hat jedes Mal ihren Lohn bekommen, abgesehen von den Ertragspenden, die Du ihr zu Ostern und auch jetzt wieder schickst! Aber gut, Du sollst sehen, daß es mir nicht darauf ankommt; pack' ihr eine Flasche vom meinem Weihnachtsmose mit ein, und Deiner Pfidfra meinetwegen auch! Aber wegen Geld laß mich ungeschoren. Ich komme selbst in Verlegenheit zum Ersten!“

Frau Martha that, wie er ihr geheißen; aber sie ging auch an die Kinder-sparbüchsen, die in ihrer Verwahrung standen, und machte darin eine Anleihe, ehe sie Lina mit den Körben davon-schickte.

Dann ging man zu Tisch, auf dem ein stattlicher Karpen prangte, und ließ sich's wohl sein...

3.

Gegen neun, als Frau Martha soeben in den Leuten von Sedwyla zu blättern begann und der Hausherr bemüht war, Georg's reizbare Lokomotive in Gang zu bringen, schritt die Klingel noch einmal auf. Die alte Pfidfra war es, die ganz athemlos in das Zimmer hastete.

„Vielen, vielen Dank, liebe Frau Bergfischer!“ sagte sie herzlich. „Aber... das mit dem Geld... ich weiß nicht, ob das wohl in Ordnung ist!... So viel habe ich ja mein Lebtag noch nicht bekommen!“

Bergfischer horchte auf. Hatte seine Frau da heimlich wieder mehr gethan, als notwendig war?“

„Welches Geld, Fräulein Marie?“ fragte er streng.

„Ich weiß von keinem Geld, Marie,“ sagte abschließend die Hausfrau. „Nun... die zwanzig Mark!“ stammelte verständnißlos das alte verdorrte Mädchen und holte ein blankes Goldstück aus der Tasche. „Ich dachte es ja gleich...“

„Und die wären in meinem Korb gewesen?“ fragte ungläubig Frau Martha.

„Gewiß, über dem Weinropfen festgeleget!“ berichtete sie. „Ich hatte ihn gleich aufziehen wollen, weil mein Schwesterkind einmal kosten sollte!“

„Kreuzdonnerwetter!“ schrie Bergfischer, dem plötzlich ein Licht aufging. „Das war allerdings ein Versehen!“ Und das Goldstück schnell einsehend, fragte er aufgeregt: „Wo wohnt die alte Dorte, Frau? Ich muß sofort hin und ihr eine andere Flasche bringen!“

Zwei Minuten später war er schon unterwegs nach dem Floriansgäßchen, tappte sich bald darauf mühsam die drei nur selten betretenen Stiegen hinauf und öffnete die Thüre zur Wohnung der alten Waschfrau, die Flasche Rothwein, die er in der Hast gegriffen krampfhaft unter dem Arm.

In dem kleinen niedrigen Zimmer brannte kein Christbaum, wie er sich umwillkürlich vorgestellt. Auch durfte es weder nach Äpfeln noch nach Festtuchen wie bei ihm zu Hause. Bei dem trüben Licht einer Schirmlampe aber unterschied er alsbald im Hintergrunde ein Bett, aus dessen Kissen das kleine Antlitz eines tränklichen Jungen herauslugte, während eine ältere Frau und ein paar kleine Kinder auf dem Bettrande hockten. Das war die alte Dorte mit ihrem kranken Jüngsten und ihren zwei verwaisten Enkelkindern. Ein seltsames Gefühl schnürte ihm die Kehle zusammen, so doch er nicht Guten Abend zu sagen vermochte.

Dann aber hatte ihn Dorte erkannt und sprang vom Bettrand auf, so schnell als es ihre alten Glieder fertig brachten.

„Ach Gott,“ sagte sie unter Lachen und Weinen, „der Herr Bergfischer selbst!... Nein, so viel Ehre!... Kinder, das ist der gute Bergfischer, der immer so ernst aussieht, und doch ein so gutes Herz hat! Der unserem Heinrich heute den schönen Wein geschickt hat mit dem goldenen Siegel darauf, daß wir haben Brod kaufen können, und die Pulver für Heinrich, und Kohlen für den garstigen, alten Ofen!... Lieber, lieber Herr Bergfischer, wenn ich einmal lange, lange todt bin, sollen die Kinder sich noch an diesen heiligen Abend erinnern, an dem Sie uns wie der heilige Christ selber erschienen sind und uns alle unsere Sorgen genommen haben!“

Wie im Traume fühlte er, daß die Alte ihm die Hand küßte und ein paar heiße Thränen darauf herniedertropften; jaghafte Kinderpalschen spürte er an seinen Kleidern herumstreichen und ein paar schwärmerisch leuchtende Fingerringe sahen sich an sein Gesicht hängen.

„Aber nein doch!“ stammelte er endlich, sich heftig räuchernd. „Ich... Ich beschämt mich ja!... Hier ist Rothwein für Ihren Jungen, Dorte, den soll er zuerst trinken. Der andere paßt doch nicht so recht zum Krantenwein. Den trinkt Ihr selbst!...“

Wie er dann wieder auf der Straße stand, war ihm so merkwürdig ums Herz wie nie in seinem Leben. Die Freude des Gebens war ihm plötzlich aufgegangen, die er nie gekannt hatte, und ein anderer, als bisher, schritt er wieder der heimischen Klausur zu.

Mit einiger Bangniß trat ihm Frau Martha entgegen. Als sie aber sein zufriedenes Gesicht sah, fiel ihr eine Last von der Seele. Und noch überraschter war sie, als er ihr das

Weihnacht und Pulverdampf.

George Washington feierte den Festtag nicht sehr friedlich.

Ein historisches Weihnachten, das sich dem Gedächtniß jedes amerikanischen Kindes eingepägt hat, ist: Washington den Delaware kreuzend, Weihnachten 1776.

Es war am Vorabend der Schlacht von Trenton. Die Kontinentaltruppen waren im Glauben, das Revolutionärer würde die Waffen ruhen lassen, um Weihnachten zu feiern. Washington hatte es aber anders beschloffen. Er lud seine kleine Armee in Boote und kreuzte den Delaware.

Am Abend des 24. bezog er sich in das Hauptquartier des Generalmajors Greene. Hier wurde nochmals Kriegsrath gehalten. Es wurde beschlossen, an drei verschiedenen Stellen über den Fluß zu setzen. Die Division Cadwalader sollte Bordentown angreifen, eine zweite sollte zur Trenton-Fähre übersetzen, um möglichst den holländischen Truppen jeden Rückzug abzuschneiden. Washington selbst wollte mit der dritten Division direkt die Besatzung von Trenton überfallen.

Die Weihnachtsnacht wurde für die Ueberfahrt auf dem Delaware bestimmt. Kälte hatte seit dem 20. Dezember eingekehrt, und mächtige Eisschollen trieben auf dem Fluße. Die Strömung war schnell und gefährlich, das Wetter trübselig und schneidend kalt. Sobald sich der Schatten der Nacht herabsenkte, marschirten die Truppen an den Fluß. General Washington, zu Pferd, beobachtete eifrig die abfahrenden Boote und rief all den schwankenden Fahrzeugen ein glückliches Weihnachten nach.

Aufgestautes Eis war an beiden Ufern den Booten hinderlich, so daß die Ueberfahrt nur langsam vor sich ging. Nachdem Stephens Brigade das linke Ufer erreicht hatte und eine Wachpostenkette am Lande gebildet, fuhr Washington mit seinen Offizieren zur New Jersey Küste. Seine Umgebung war in gedrückter Stimmung und keiner schien einer siegreichen Zukunft entgegen zu sehen. Als dies Washington bemerkte, trat er heraus aus seiner gewohnheitsmäßigen Zurückgezogenheit, und frug scherzend Hauptmann Knox auf dessen Kosten, welchen Theil der Widerwärtigkeiten er beabsichtige einer gewissen Dame von englischer Gesinnung, die der galante Hauptmann bewunderte, als Weihnachtsangebinde zu schicken.

Dieser kleine Scherz zur rechten Zeit führte zu einem Umschlag der Stimmung. Die Gedanken so manches Offiziers flogen zur eigenen Angebeteten und im Geiste tauchte der warm Empfang auf, der ihnen zutheil werden würde, wenn sie als Sieger von Trenton heimkehrten.

Man hatte gehofft, daß vor Mitternacht die Ueberfahrt zu Stande kommen würde — der Fluß war knapp 1000 Fuß breit — aber es wurde drei Uhr Nachts, ehe der letzte Mann das gegenüberliegende Ufer erreichte. Dann begann ein ermüdender Marsch durch Kälte und Hagel. Befehle waren ertheilt, so lautlos wie möglich zu marschiren, und das Lösungswort „Sieg oder Tod“ vor Augen zu haben.

Endlich brach ein kalter, freudloser Morgen an. Stattdes lag auf der Straße, und man kam nur langsam vorwärts. Mangelnde Winterkleidung machte den Zustand der Mannschaft zu einem bemitleidenswerthen. Schweigsam ging es an einsamen Farmhäusern vorbei und durch die Hider- und Eichenwälder den Fluß entlang bis Birmingham, vier Meilen vom Landungsplatz entfernt. Die Kolonne theilte sich nun in zwei Divisionen, die in verschiedenen Richtungen gegen Trenton marschirten. Als beide Kolonnen die Hälfte des Weges zurückgelegt, brach der Tag an. Der Plan war gelungen. Washington hatte richtig gerechnet, die Folge der nächtlichen Ueberfahrt war der Angriff auf Hahl, der zu dem geschichtlich bekannten Sieg der Amerikaner führte.

Washington's Tapferkeit hatte die Sache der Amerikaner gerettet. War es ihm bisher nicht gelungen, Neutrinen anzumerben, der tühne Handstreich führte ihm tausende Freiwillige zu.

Goldstück des alten Pfidfräuleins wieder einhändigte und sie bat, es dieser morgens zurückzugeben.

„Wie bist Du nur, Lothar?“ fragte sie herzlich. „So lieb habe ich Dich noch nie gesehen!“

„Ja, ja, ich habe den Onkel Gabriel um einen Dank betrogen!“ sagte er. „Aber in Zukunft will ich ihn mir zu verdienen suchen. Und Du sollst meine Gehilfin sein, Du — treue Seele!“

Die Thatkraft der Kolonien war seit einiger Zeit gesunken, und der Weihnachtstag vor der Schlacht bei Trenton war einer der trübsten in der Geschichte der Vereinigten Staaten.

Auch das vorübergehende Weihnachten war ein trostloses gewesen. Gerade hatte die amerikanische Revolution begonnen, und Washington und seine Getreuen konnten nicht ahnen, welche freudige Bescherung ihnen im nächsten Jahre zutheil werden würde.

Weihnachten 1777 stand dann die Armee bei Forge Valley. Auch damals hatten die tapferen Schaaeren unter Hunger und Kälte zu leiden, während die Engländer in dem nicht weit entfernten Philadelphia sich lärmenden Feiertags-Genüssen hingaben. Doch einem Christkinde gleich ging Martha Washington durch die Reihen des amerikanischen Vagers, nach besten Kräften Trost und Hilfe spendend.

Weihnachtsbaum.

Der Frühling naht, mit lindem Hauch Die Erde zu beglücken, Mit Blüthenknospen Baum und Strauch

Und Wiesen rings zu schmücken. Es trägt ihr Festkleid die Natur, Und alle Bäume prangen In bunter Fierde; leer ist nur Ein Einz'ger ausgegangen.

Und auch der Vogel froher Sang, Tönt nicht in seinen Zweigen, Ringsum des Frühlings Jubellang, In ihm allein herrscht Schweigen. Und wenn des Sommers heißer Sitahl

Sich auf die Erde senket, Von seinen Blumen ohne Zahl Dem Baum er keine schenket.

Wenn sich im Herbst, von Früchten schwer,

Der Bäume Aeste neigen, Da steht er wieder wie bisher Mit schlichten leeren Zweigen. Er, dem allein nichts wird becheert, Nicht Früchte, Blumen, Blüten, Er steht allein auch unversehrt In Winterstürmes Wüthen. Verwelkte Blätter, gelb und fahl, Die Erde bald bedeken; Die Bäume standen naht und taht; Die dünnen Zweige strecken Sich traurig aus, — nur Einer nicht Der, als vom Eis er hartete, Im Adellöde grün und schlacht Im Winter selbst verharrete.

Als Wald und Fluren eingeschneit, Beginn er Frucht zu tragen, In jener stillen, trauten Zeit, Da froh die Herzen schlagen — Da prangte er an Früchten reich Und spendete Entzücken; Da tonnt' von seinem grünen Zweig Man Weihnachtsgaben pflücken.

Aus seinen grünen Zweigen bringt Der helle Schein der Herzen, Und lauter Jubelruf erklingt, Und Freude schnell die Herzen; Und jedes kleine Aermchen streckt In kindlichem Verlangen Sich nach dem Zweigen — reich bedekt — Und rosig glüh'n die Wangen.

Der helle Strahl in un're Brust Die heil'ge Gluth entzündet, Daß unser Herz die eig'ne Lust Im Glücke And'ret findet. Die Erde wird der Liebe Reich, Und Friede, Wohlgefallen Herrscht unter Deinem grünen Zweig, Du schönster Baum von allen!

Geimgesahl.

... Hab noch nie gesehen, daß Sie in der Sitzung den Mund geöffnet haben!“

„So? Ich gähne doch jedesmal, wenn Sie reden!“

Im Heirathsbureau.

„Es interessiert sich für Sie, Fräulein, ein sehr feiner Mann! Aber das muß ich gleich bemerken — er ist Sportsmann durch und durch!... Auteln, Bergkareln, Nadeln — das sind seine Elemente!“

„Ach, hätten Sie denn nicht was Dauerhafteres?“